

Grund gerade in einer spätmodernen Kultur als Pilger verstanden werden, als HoboPilgrim (20); er wird somit zu einer theologisch bedeutsamen Gestalt. Die Reise, auf der W.s Monographie den HoboPilgrim begleiten will, muss als Reise durch die Nacht verstanden werden: „So dominierend zieht sich das Motiv der Nacht durch das Werk [D.s; K. V.], dass es unter diesem Leitstern repräsentativ erschließbar wird“ (25). Ziel der Auseinandersetzung mit dem Werk D.s ist eine „fragmentarische Theologie des Pop“ (35), die D.s Lieder als ein „bedeutungsempfindliches Gewebe“ (ebd.) verstehbar machen kann und sich selbst als empfänglich für Bedeutung und Sinn erweist.

Die musikalischen Wurzeln D.s liegen in der Tradition der amerikanischen Folk-Musik. Der Folk-Song, so zeigt W. auf, hat für D. eine religiöse Bedeutung: Er wird zum Medium, mittels dessen die Totalität der Wirklichkeit gelesen und gedeutet werden kann (63f.). Die Folk-Musik lässt sich gerade hinsichtlich ihrer genuin religiösen Wurzeln als Form der Säkularisierung und Subjektivierung des Religiösen verstehen, die nicht einfachhin „glaubenslos“ ist: In der Folk-Musik wird das Religiöse vielmehr zugänglich durch die Ausdrucksgestalt, die ihm seine Akteure in ihren Liedern und Texten geben. Religiöse Deutung von Wirklichkeit muss sich somit aber auf die subjektive Erfahrung von Menschen einlassen: „Säkularität entsteht nicht zwingend auf Kosten von Religiosität. Aber: Die religiöse Deutung versteht sich nicht mehr von selbst. Zu befragen sind Menschen in ihrer Subjektivität“ (74).

Ausgehend von dieser Verhältnisbestimmung von Folk-Musik und Religion können D.s Lieder als Ausdruck einer Deutung der Wirklichkeit in ihrer Totalität und somit als bedeutungsempfindliche Gebilde für die Wirklichkeit des Religiösen betrachtet werden. W. interpretiert umsichtig Lieder aus den unterschiedlichen Phasen des künstlerischen Schaffens D.s, wobei immer wieder das von der Kritik viel gelobte Spätwerk D.s ins Blickfeld gerückt wird (insbesondere die Alben „Time out of Mind“ und „Modern Times“). Überzeugend versteht es W., die Lieder D.s auf theologische Themen und Fragestellungen hin transparent zu machen: Schöpfungstheologie und Theodizeefrage (etwa: 44–47), Gnadentheologie und Gabeldiskurs (79–81; 86–93), christliche Spiritualität und Mystik (128f.; 137–141) und schließlich Theologie des Todes und Eschatologie (163f.; 193–199) sind in diesem Zusammenhang zu nennen. – Lässt sich ein durchgängiges theologisch bedeutsames „Leitmotiv“ in D.s Werk ausmachen? Meines Erachtens lässt W.s Monographie erkennen: In D.s Liedern vollzieht sich eine Reise durch die Nacht menschlicher Verlorenheit, Vergeblichkeit und Erlösungsbedürftigkeit. Wenn in dieser Nacht eine Form von Bedeutungsfülle, ein Absolutes beziehungsweise Gott beansprucht werden darf, dann nur auf dem Weg durch eine „grundlose“ Verlorenheit und ein „grundloses“ Leiden hindurch. Umgekehrt gilt: Leiden und Verlorenheit sind nicht in sich absolut, sondern nur als Schatten „jener Liebe, die fehlt“ (183). Das Heil, das D.s Lieder oftmals nur als Abwesendes beschwören, muss um des Diesseits willen in diesem erwartet werden; es ist jedoch in keiner Weise aus ihm ableitbar, es ist grundlos und somit Gnade.

W.s Essay legt oftmals in einer eindringlich poetischen Sprache dar, wie religiöse Themen und Bedeutungsfelder in der Ausdrucksgestalt der säkularen Kunstform der Rock- und Popmusik bedeutsam sind und Bedeutung schaffen. Es wäre wünschenswert, dass diese Monographie sowohl auf Seiten der Hörschaft D.s als auch auf Seiten der Theologie Beachtung fände.

K. VECHTEL S.J.

FRANKE, WILLIAM, *Dichtung und Apokalypse*. Theologische Erschließungen der dichterischen Sprache [Poetry and Apocalypse <deutsch>]. Aus dem Amerikanischen übersetzt von *Ursula Liebing* und *Michael Sonntag* (Salzburger theologische Studien; Band 39 / Interkulturell; 6). Innsbruck: Tyrolia 2011. 216 S., ISBN 978-3-7022-3050-0.

Es gibt eine Szene in Becketts *Warten auf Godot*, in der eine der Gestalten den Einbruch der Apokalypse inmitten am helllichten Tage, „sagen wir: 10 Uhr morgens“, simuliert: wie der Himmel immer blasser und blasser wird; und wie „hinter diesem Schleier süßen Friedens“ die Nacht herangaloppiert und uns überfällt, und zwar „in dem Augenblick, wo wir am wenigsten darauf gefasst sind“. So gehe es eben zu auf dieser verfluchten Erde. – Es folgen einschlägige Kommentare wie: „Sobald man Bescheid weiß.“ – „Kann

man sich gedulden.“ – „Weiß man, woran man sich zu halten hat.“ – „Kein Grund mehr zur Unruhe.“ – „Man braucht nur zu warten.“ – „Wir haben's bald raus.“ – Als schließlich der Simulant mit der Frage herauskommt: „Wie fanden Sie mich?“ – da scheint das Spiel gelaufen, so dass am Ende lediglich der Applaus fehlt. Also ist auch die Apokalypse nur mehr eine von vielen menschlichen Selbstinszenierungen, über die der aufgeklärte Zeitgenosse nur müde lächeln kann.

Der amerikanische Komparatist und Religionswissenschaftler William Franke (= F.) hat nun ein Buch, auch in deutscher Übersetzung, über *Dichtung und Apokalypse* vorgelegt, das gegen den Strom anschwimmt; d. h. gegen jene besserwisserische und anscheinend aufgeklärte „Lösung“ des Problems, die zur Ausgrenzung der Ansätze führt, die es ernst nehmen. In Wirklichkeit setze sie „einen rationalen, pragmatischen, relativistischen Ansatz als Norm für alle. Und in dieser Hinsicht läuft sie Gefahr, die willkürliche und dogmatische Methode der absolutistischen religiösen Überzeugung nicht zu überwinden, sondern lediglich zu einer ihrer weiteren Äußerungen und Anwendungen zu werden, zum Aufzwingen der eigenen Apokalypse, wie liberal und aufgeklärt und philosophisch diese auch sein mag.“ Nun schlägt F. nicht etwa den Weg einer *theologischen* Lösung der Frage ein, die ihm des Dogmatismus verdächtig ist, sondern sucht den methodischen Relativismus seiner Kollegen, gewissermaßen durch Hegels List der Vernunft, zu unterlaufen: „Zu lernen, die eigene Position oder Überzeugung wirklich zu relativieren – sie nicht allen aufzuerlegen, als sei sie eine letztgültige Wahrheit, 'apokalyptisch' offenbart –, erfordert noch etwas anderes als den Verzicht auf Behauptungen einer bestimmten, allzu extremen und letztgültigen Art, die das Dekorum rational-selbstbewusster und selbstironischer Reflexion beleidigen. Es umfasst die beängstigende Erfahrung, in der Tat der Gnade anderer ausgeliefert zu sein. Das ist letztendlich, worum es im apokalyptischen Denken geht und was mit der Zurückweisung apokalyptischer Ausdrucksweisen abgelehnt wird.“ Aus der Erfahrung solcher „Gnade“ ergibt sich für F. folgende methodische Konsequenz: eine Art Zweifrontenkrieg („Das bedeutet Krieg ...“), und zwar sowohl gegen einen gnadenlosen Relativismus, der einem möglichen Konsens im Wege steht, als auch gegen eine anscheinend naive theologische Auffassung der Apokalypse. „Wir müssen hinter die unmittelbaren und aggressiven Bilder und zu den Quellen zurückgehen, zu den biblischen zunächst und dann zu den literarischen – der quasi-religiösen Tradition der prophetischen Dichtung –, um die Strömung des Apokalyptischen als ein beständiges Moment zu erkennen und, so behaupte ich, als unentbehrliche Triebkraft für den Dialog, aus dem die westliche Kulturtradition unverwechselbar besteht.“

Ausgehend von den apokalyptischen Genres in der biblischen Überlieferung und literarischen Apokalypsen entwirft F. eine apokalyptische Theologie des Dialogs und beschreibt die „Fähigkeiten des Negativen im Einsatz für den Frieden“. Anschließend folgt ein Kap. über sprachliche Wiederholung als theologische Offenbarung in der christlichen epischen Tradition von Dante bis Joyce, dem sich ein weiteres anschließt über „typologische Wiedererschaffung und die theologische Berufung der Dichtkunst, oder: Wie *Finnegans Wake* als Kulmination christlicher Epik zu lesen ist“. Dann ein viertes Kap. „Über die Möglichkeit einer Poetik der Offenbarung heute: Von der apokalyptischen Theologie zur postmodernen Negativen Theologie“; schließlich ein Schlusswort zur „Post-Apokalypse“. Dabei lässt F. nicht allein die Theologie in Literatur aufgehen, möchte die Dichtung eines Blake oder Joyce als „eschatologisch“ ansehen, ja, sieht eine allumfassende Offenheit am Werk. „In dieser Offenheit für eine vollständige, uneingeschränkte Offenlegung von allem stimmen Vernunft und Offenbarung letztlich überein und kommen praktisch zur Koinzidenz. Völlige Offenheit für unbeschränkte Einsicht und Enthüllung ist das Ziel, das Vernunft und Offenbarung gleichermaßen anstreben.“

Nur übersieht F. dabei, dass Hegel im Namen dieser einen umfassenden Vernunft der Eschatologie den Garaus bereitet – so, wie auch Heideggers „letzter Gott“ eingestandenmaßen nichts mit dem christlichen Gott zu tun hat. Auch hat nicht Karl Barths Römerbrief-Kommentar den entscheidenden Impuls zur Wiederentdeckung der grundlegend apokalyptischen Ausrichtung der christlichen Offenbarung gegeben, sondern es waren die einschlägigen Arbeiten seines Kollegen Erik Peterson (1890–1960). Und so

frappierend sich die Querbezüge zwischen Literatur und Theologie auf den ersten Blick auch ausnehmen – es bleibt im Hinblick zumal auf eine eschatologische Deutung der Moderne, auf den von Walter Benjamin registrierten Einstand von Moderne und Apokalypse, dessen „Methodenanweisung“ zum Passagen-Werk festzuhalten: „Sich immer wieder klarmachen, wie der Kommentar zu einer Wirklichkeit [...] eine ganz andere Methode verlangt als zu einem Text. Im einen Fall ist Theologie, im andern Philologie die Grundwissenschaft.“ Wird dieser Unterschied verkannt, so findet der Interpret nicht über das Spinnwebgewebe des postmodernen Kontextualismus hinaus. Die eigentliche Wirklichkeit, in der sich das Geschehen von Schöpfung, Erlösung und Vollendung abspielt, also der Gegenstand der *Theologie*, bleibt außen vor, mögen ihr auch alle Türen des poetologischen Diskurses offenstehen.

Nicht zuletzt von dieser Wirklichkeit unseres Zeitalters, von der unverkennbar apokalyptischen Wirklichkeit des 20. Jhdts. aus, ist etwa das Werk Franz Kafkas zu verstehen, das an entscheidender Stelle – so in den Endpassagen des Schloss-Fragments – dem Geschehen vorgreift, das nur wenige Jahre später die Wirklichkeit bestimmen sollte. Und ist Karl Kraus' polemisch-satirisches Buch *Untergang der Welt durch schwarze Magie* auch erst im Herbst 1922 erschienen, so weist der erste Aufsatz darin „Apokalypse (Offener Brief an das Publikum)“ vom Oktober 1908 nicht nur auf die darauf folgenden Jahre des Ersten Weltkriegs, sondern beschreibt ein Epochenbild; abgesehen von einigen zeitspezifischen Aussagen könnte er im Jahre 2008 geschrieben worden sein.

Genau hierin aber liegt der Zusammenhang von Moderne und Apokalypse, von geschichtlicher Wirklichkeit und theologischer Deutung, wohingegen ein Joyce, ja selbst Beckett selten über den Bereich der literarischen Fiktion hinausfinden. Daher die Frage von dessen Pozzo nach seinem apokalyptischen Auftritt an sein kleines Publikum: „Wie fanden Sie mich?“ Dagegen dürften uns am Jüngsten Tag ganz andere Fragen gestellt werden – Fragen, die längst durch die Geschichte beantwortet sind, und zwar einer Geschichte, die *wir* verantwortet und in unserer Vernunft und Freiheit zu verantworten haben.

K. ANGLER

HÖFFNER, MICHAEL, *Berufung im Spannungsfeld von Freiheit und Notwendigkeit* (Studien zur systematischen und spirituellen Theologie; Band 47). Würzburg: Echter 2009. 338 S., ISBN 978-3-429-03090-2.

Bei dieser Arbeit handelt es sich um die überarbeitete Fassung einer Dissertation, mit der der Verf. (= H.) im März 2007 an der Päpstlichen Universität Gregoriana in Rom promoviert wurde. Moderator war Prof. Dr. Elmar Salmann OSB, Zweitgutachter Prof. Dr. Anton Witwer SJ. Der Verf. ist selbst in der Priesterausbildung tätig als Spiritual am Bischöflichen Priesterseminar Borromaeum in Münster. So konnten sich seine Aufgaben in der Priesterausbildung und das Thema der Dissertation immer wieder wechselseitig befruchten. Während es im Allgemeinen vorwiegend in den praktischen Fächern (Moral, Pastoraltheologie, Spiritualität) behandelt wird, will H. das Thema hier in einer theologisch-systematischen Weise reflektieren.

Die Arbeit gliedert sich in drei große Teile. Im ersten Teil (Provocatio – Ruf und Freiheit im Widerstreit) geschieht eine Auseinandersetzung mit dem modernen Freiheitsverständnis (etwa in der „Philosophie der Lebenskunst“), das den Gedanken einer Berufung durch Gott als „Bemächtigung“, „Überfremdung“, „Heteronomie“, „extrinsezistisch“ ablehnt. In diesem Teil setzt sich der Verf. ab von einem extrinsezistischen und heteronomen Berufungsbegriff, wie er anscheinend auch bei von Balthasar vorkommt, und zeigt, dass Theonomie nicht Heteronomie besagt, sondern Autonomie begründet. Dazu versucht H., die verschiedenen Berufungsgeschichten im AT und NT genauer zu analysieren, wobei er vor allem auf die theologische und nicht primär biographisch-historische Absicht der biblischen Autoren beziehungsweise Redaktoren hinweist.

Der zweite Teil (Evocatio – Ruf und Freiheit in wechselseitiger Förderung) versucht, phänomenologisch dem Prozess der Entfaltung einer Berufung im Spannungsfeld von Freiheit und Notwendigkeit nachzugehen. Wie ist ein von Gott konkret Gesolltes in seiner Natur und seiner Kundgabe zu denken, das den Menschen weder seiner selbst